

# Von der **eigentlichen Unwichtigkeit ethnischer, kultureller, religiöser und nationaler Zugehörigkeiten**

**Rainer Dollase<sup>1</sup>**

Universität Bielefeld, Abteilung Psychologie und  
Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung

Man muss den zwingenden Eindruck haben, dass die kulturelle, ethnische, religiöse oder nationale Zugehörigkeit eines Menschen von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Diese Botschaft vermitteln Forschung, politische Geschehnisse wie Rassenunruhen, interethnische Konflikte, die sozialwissenschaftliche Forschung, für die dies ein universalistisches Gesetz ist, aber auch der tägliche, aktuelle und historische Augenschein: Menschen mit anderer Hautfarbe, mit anderer Religion sind eine Bedrohung für den Zusammenhalt einer Gesellschaft all überall auf der Welt. Die „Nichtintergebarkeit ethnischer Wir-Gefühle“ (Hondrich, 1996) oder der „eigene, unvermeidliche Ethnozentrismus“ (Nieke, 1995) markieren ebenso wie die Wendung von der „Asozialität der Gefühle“ (Dollase, 1996) ein resignierendes Eingeständnis an der Essentialität, d.h. Wesentlichkeit, und Salienz, d.h. Bedeutsamkeit, ethnischer, kultureller, nationaler und religiöser Zugehörigkeiten.

Angesichts der überwältigenden Belegbarkeit von Essentialität und Salienz ethnischer, kultureller, religiöser und nationaler Zugehörigkeiten muss die gegenteilige Beweisführung von der eigentlichen Unwichtigkeit solcher kategorialen Zugehörigkeiten wie Blindheit gegenüber der Realität, den Forschungsergebnissen und den allgemeinen Common-sense-Einschätzungen aussehen. In der Tat lassen sich aber Argumente für die gegenteilige Position durchaus finden. In der modernen Sozialpsychologie bei Tajfel & Turner bzw. Rabbie und Horwitz werden Experimente beschrieben, die zeigen, dass eine Unterteilung in Ingroup und Outgroup auch nach völlig willkürlichen Kriterien jederzeit herstellbar ist (Rabbie & Horwitz, 1969; Tajfel, Flament, Billig & Bundy, 1971; Turner, 1987). Das nährt zumindest den Verdacht, dass die Salienz und Essentialität religiöser, ethnischer, kultureller und nationaler Zugehörigkeiten gesellschaftlich-historisch, aber auch individuell jederzeit beliebig manipulierbar ist. Vertreter der Essentialität und Salienz interpretieren häufig die

---

<sup>1</sup> Die diesem Artikel zugrundeliegende empirische Untersuchung [Dollase, 2000] entstand zusammen mit Ariel Bieler, Arnd Ridder, Ina Köhnemann, Katharina Woitowitz, Simone Heitmann, Regine Burkhardt, Silke Kleymann, Angela Grube, Annegret Milnik, Frank Wilkening, Uwe Ziemann.

gesellschaftlichen Fakten ex post facto, so dass die These von der Bedeutsamkeit und Wesentlichkeit dieser Kategorien gegen jedes Scheitern an der Realität immunisiert wird.

Menschen unterscheiden sich nach einer Vielzahl und Fülle von Kriterien. Stellt man sich etwa einen holländischen Menschen im Rentenalter vor, der Katholik ist, Sozialpädagoge, Mann, politisch Konservativer, so ergeben sich gleich mehrfache Möglichkeiten, ihn in eine Auseinandersetzung zwischen In- und Outgroup zu verwickeln, z.B. Katholik gegen Protestant, Konservativer gegen Reformier, Mann gegen Frau. Dass stets dann nur *eine* Zugehörigkeit (z.B. nur die Nationalität) salient gemacht wird und diese eine dann als bedeutsam für Unterschiede dargestellt wird, auch durch die Forschung und die Politik, ist ein im Prinzip doch recht willkürlicher Zuschreibungs- und Etikettierungsprozess. Man hätte auch jeweils andere Kriterien nehmen können, man hätte Schuhgröße, Haarfarbe, Hautfarbe (was wäre, wenn unser Holländer dunkle Haut hätte?), man hätte Extroversion oder Introversion, man hätte Drogengebrauch oder nicht, Wohlstand oder Armut oder andere Kriterien sozial und gesellschaftlich derart aufladen können, dass sie zur Auseinandersetzung zwischen einer In- und einer Outgroup führen. Ein Blick in die Welt zeigt dann natürlich auch, dass manche Konflikte wie an den Haaren herbeigezogen wirken: Die Religion ist manchmal ein Unterscheidungskriterium, manchmal eben nicht, manchmal ist die Hautfarbe entscheidend, woanders "die Kultur", mal linke oder rechte politische Orientierung ausschlaggebend für Bürgerkrieg.

Essentialisten argumentieren häufig, dass der Mensch durch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe seine Identität gewinne – nähme man ihm diese, würde sich seine Person auflösen, es gäbe Identitätsdiffusionen, Orientierungskrisen und im Gefolge davon jede Menge psychosozialer Probleme. Abgesehen von der Tatsache, dass es ernstzunehmende qualitative und quantitative Studien gibt, die diese These nicht stützen (Mecheril & Teo, 1997) und zeigen, dass man sich mit einer bikulturellen Identität ohne weiteres arrangieren kann (oder einer bireligiösen, einer binationalen etc.), ist dieses Argument wiederum auch blind gegen die unbestreitbare Tatsache, dass zur Bildung der Identität ja auch alle anderen Kriterien, das Mann- oder Frausein, Katholik oder Protestant, der soziale oder der nichtsoziale Beruf als identitätsbildend gelten könnten. Universalistische, moralische oder religiöse Überlegungen (alle Menschen werden Brüder, all men are created equal etc.) unterstützen andererseits die These von der Unwichtigkeit zum Beispiel ethnischer, kultureller und

nationaler Zugehörigkeiten, fördern jedoch die Salienz und Essentialität religiöser Zugehörigkeiten.

Man sollte vielleicht auch nicht mehr von multiethnischen, -religiösen, -nationalen und sonstigen Konflikten reden, sondern benennen, worauf es bei solchen Konflikten immer wieder ankommt: Sozial oder gesellschaftlich wird ein Kriterium definiert, das Menschen in eine Ingroup und in eine Outgroup unterteilt. Die Fremd- oder Selbstkategorisierung führt dazu, dass man Eigenschaften der jeweiligen Gruppe als Selbstdefinition übernimmt und dass man im Vergleich mit anderen Gruppen nach einer möglichst positiven Distinktheit strebt, d.h. man möchte als Mitglied einer sozialen Kategorie zu den besseren Menschen gehören (Tajfel et al., 1971). Aus diesem Distinktionsstreben entstehen Wettbewerbe und Konflikte, die man dann nur noch ein bisschen politisch, gesellschaftlich und sozial anheizen muss, um schwerwiegende Konflikte zu erzeugen. Das ist in groben Umrissen Aussage der Theorie der sozialen Identität nach Tajfel, Turner u.a., die durch eine Vielzahl empirischer Studien, sozialpsychologischer Experimente und Umfrageergebnisse gestützt wird (Tajfel, 1978; 1981; 1982; Turner, 1987; Turner, Brown & Tajfel, 1979; Turner, Sachdev & Hogg, 1983).

Diesem Ansatz wird gerne vorgeworfen, dass er ahistorisch oder agesellschaftlich sei, da historische, gesellschaftlich gewachsene Salienzen und Essentialismusannahmen in ihm nicht unbedingt komplex gewürdigt werden. Andererseits führt die Verteidigung der Essentialität und Salienz ethnischer, kultureller, nationaler und religiöser Zugehörigkeiten hin und wieder zu Stilblüten der Selbstdeutung. Wenn jemand 1999 sagt „Ich als Deutscher habe noch den Dreißigjährigen Krieg in mir“ und darauf pocht, dass er sich in seinem psychologischen Wesen von dieser Geschichte nicht verabschieden kann, so zeigt der kulturelle Essentialismus ähnliche Züge wie der biologische Rassismus. Im biologischen Rassismus wird auch eine essentialistische Annahme (hier: über die Bedeutung von Genen) gemacht, die durchaus analog dem kulturellen Essentialismus zu verstehen ist. Kulturelle wie biologische Zugehörigkeiten werden gleichermaßen essentiell und nicht umkehrbar konzipiert, in beiden Fällen kommt das Individuum aus den Fesseln von Kultur oder Genen nicht heraus. In der praktischen Anwendung würde biologischer und kultureller Essentialismus zu denselben Konsequenzen führen: Die anderen sind fremd, sie können nichts dafür, mal liegt es an den Genen, mal an ihrer Kultur, an ihrer Geschichte und wir haben zur Überwindung der Probleme nur die Möglichkeit, Toleranz zu üben und zu akzeptieren, da man den Kern, das Anderssein, aufgrund biologischer oder kultureller Zugehörigkeiten nicht ändern kann.

Diese Position führt hin und wieder zu absurden Verhaltensweisen in der Praxis. Wenn zum Beispiel türkische Schüler und Schülerinnen der dritten Generation, d.h. ihre Eltern sind in Deutschland geboren, sie selbst auch, immer noch als Stellvertreter für die türkische Kultur betrachtet werden, so als wenn sie trotz ihres Lebens in mehreren Generationen in einer anderen kulturellen Umwelt nicht von ihrem türkischen Ursprung hätten lassen können, weil dieser an ihnen klebt wie Pech und Schwefel, so ist dies eine Strategie, von der vermutet werden kann, dass sie Konflikte erzeugt. Der Hintergrund ist ebenfalls die Theorie der sozialen Identität sensu Tajfel & Turner. Je ähnlicher sich Menschen sind, um so schärfer werden die Konflikte, wenn sie in zwei unterschiedliche soziale Kategorien eingeteilt werden. Türkische und deutsche Schüler, um im Beispiel zu bleiben, sind sich hinsichtlich ihrer alltagsästhetischen Präferenzen und ihrer Lebensweisen, ja auch ihrer Sprache, weitgehend ähnlich (Unterschiede gibt es in der Religionszugehörigkeit), so dass eine nunmehr künstliche Grenzziehung zwischen deutschen und türkischen Schülern, auch wohlmeinender Art, etwa bei einem interkulturellen Begegnungsfest, die Konflikte eher verschärfen könnte.

Fraglos arbeiten an dieser Grenzziehung zwischen ähnlichen Menschen nicht nur Personen der Mehrheitsgesellschaft, zum Teil mit edlen Absichten, sondern auch Personen der Minderheitsgesellschaft, die ebenfalls fasziniert sind von der Essentialisierung der Identität in sozialen Gruppierungen, kurz: die ein Interesse daran haben, dass gilt: "einmal Türke, immer Türke".

Diese Argumentation ist unabhängig davon, dass selbstverständlich Deutsche als Rechtsnachfolger des Dritten Reiches für die Untaten der Nazis aufkommen müssen. Es soll damit nicht eine leichtfertige Verabschiedung von staatlicher Verantwortung festgeschrieben werden. Aber man kann Menschen nicht permanent als persönlich verantwortliche Vertreter einer spezifischen Kultur, Religion, Nation, eines Staates oder seiner Geschichte missbrauchen, vor allem dann nicht, wenn sie in Kontexten mit anderen in multikulturellen Gesellschaften leben, und dieses schon sehr lange tun und dem Gastland auch schon recht ähnlich geworden sind.

Bei einer böswilligen und spitzfindigen Analyse könnte man auch zu dem Eindruck kommen, dass die "interkulturelle Pädagogik" oder auch der dick aufgetragene Antirassismus ein verdeckter und impliziter Handlanger des kulturellen Essentialismus ist. Wer Toleranz predigt,

meint, dass Toleranz nötig sei, weil die Unterschiede zu groß seien - argumentiert also mit der Essentialität. Auch alle die denken, dass man aus Gründen der psychosozialen Gesundheit eine soziale Identität mit den gerade bedeutsamen ethnischen, kulturellen, religiösen oder nationalen Zugehörigkeiten brauche, arbeiten der Vermischung von Zugehörigkeiten, arbeiten der Vereinigung unterschiedlicher Menschen in einem modernen Gemeinwesen entgegen. Die ethnische, kulturelle, religiöse und nationale Zugehörigkeit und was es sonst noch für Zugehörigkeiten geben sollte, die man für bedeutsam erachtet, sind persönliche Kennzeichen unter vielen anderen, die man achtet und respektiert, um den anderen in seiner persönlichen Identität nicht zu verletzen. Als soziale Identitäten verstanden, sollte man ihre Bedeutung kräftig minimieren (Miller & Harrington, 1992).

### ***Empirische Daten zur Frage der Essentialität und Salienz***

Zur Illustrierung der weiter oben gemachten Überlegungen seien einige Befunde aus einer aktuellen Studie zur multikulturellen Beziehung in Schulklassen der Sekundarstufe I in den Städten Münster, Duisburg und Wuppertal vorgestellt. Insgesamt wurden rund 7800 Schüler und Schülerinnen, über 4000 Eltern, 400 Lehrer und Lehrerinnen und 70 Schulleiter und –leiterinnen befragt. Die detaillierten Ergebnisse sind in anderen Quellen nachzulesen – hier findet nur eine Zitation einiger Befunde statt, die für die Beurteilung der Essentialität kultureller, ethnischer, religiöser und nationaler Zugehörigkeiten relevant sind (Dollase, Ridder, Bieler, Köhnemann, & Woitowitz 2000a).

#### *Wer ist Ausländer?*

Gemäß der oben genannten Überlegung, dass ausländische Schüler und Schülerinnen zum Teil in der dritten Generation im Lande leben, gestaltete sich die Erfassung der Frage, ob jemand Ausländer ist, Fremder oder Einheimischer, außerordentlich schwierig. Legt man das Geburtsland der Eltern zugrunde, gibt es eine ganze Reihe von ausländischen Schülern und Schülerinnen, die dann als Deutsche erscheinen. Das gilt auch dann, wenn man zusätzlich die Staatsangehörigkeit erfassen würde. Fragt man, wie man sich fühlt, als Deutscher, als Ausländer, oder teils/teils, so ergeben sich bei Schülern und Schülerinnen aller Abstammungsländer erhebliche Prozentsätze, die sich teils/teils fühlen, d.h. also eine Bikulturalität bzw. eine "unklare" Identität erleben. Vergleicht man diese Subgruppe der sich teils/teils Fühlenden mit allen anderen Daten des Fragebogens, so ergeben sich kaum

Unterschiede, die man als Negative jener auslegen könnte, die sich nicht eindeutig als Deutscher oder Ausländer fühlen können. Das bestätigt die schon vorliegenden Resultate über den nicht unbedingt krankmachenden Einfluss einer bikulturellen Identität.

*Ausländische Schüler und Schülerinnen sind deutschen Schülern und Schülerinnen relativ ähnlich.*

Fragt man beispielsweise nach alltagsästhetischen Präferenzen, z.B. Lieblingsfächer, Lieblingsschauspieler, -musik, -essen, -farben, -fernsehsendungen, -filmhelden, -vorbilder etc., gibt es erstaunliche Ähnlichkeiten zwischen den Schülern und Schülerinnen unterschiedlicher ethnischer Abstammung in der Sekundarstufe I. Das bedeutet, dass Schüler und Schülerinnen sich alltagsästhetisch ähnlich orientieren. Die Frage der Essentialität ihrer ethnischen Abstammung steht also aufgrund solcher Teilresultate deutlich auf dem Prüfstand. Offenbar ist die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Abstammungsgruppe nicht so entscheidend, dass sie bis in die Alltagspräferenzen hinein wirksam wäre, also weniger essentiell.

*Die ausländischen Schüler und Schülerinnen sind zufriedener als deutsche.*

Ausgehend von der pathogenen Folgewirkung einer bikulturellen Identität müsste man erwarten, dass die hier lebenden ausländischen Schüler und Schülerinnen weniger zufrieden mit dem Leben hier sind. Das Gegenteil ist der Fall. Bei der Frage nach der Benotung von insgesamt 27 Lebensbereichen (darunter z.B. meine Zukunft im allgemeinen, Eltern, Schule, Lehrer usw.) schneiden beispielsweise türkische Schüler und Schülerinnen in nahezu allen Lebensbereichen signifikant besser ab als deutsche Schüler und Schülerinnen. Wieso das so ist, kann nicht eindeutig beantwortet werden: Möglicherweise sind unterschiedliche Normen für die Beurteilung des Lebens hier, möglicherweise aber auch Kompensationsprozesse wirksam, die immer dann einsetzen, wenn eine soziale Gruppe relative Deprivation erlebt und auf der Suche nach Dimensionen ist, in denen sie besser abschneiden könnte. Hierbei kann dann die psychosoziale Gesundheit, also auch die Zufriedenheit gewählt werden. Auf jeden Fall stimmt auch ein solcher Befund nicht mit der Idee überein, dass wegen der doppelten Identität nun Unzufriedenheit resultieren müsste. Möglicherweise ist dies ein Hinweis darauf, dass die Essentialität der ethnischen Abstammung gemindert ist.

*Die Ausländerfeindlichkeit von Ausländern*

Gelegentlich wird erwartet, dass die hier aufgenommenen Zuwanderer ihrerseits frei von ethnischen, nationalen, religiösen, kulturellen Vorurteilen sein müssten, zumal sie ja ihr Hiersein einer gewissen Liberalität des aufnehmenden Landes verdanken. Man erwartet nun

naiver Weise eine Rückspiegelung dieser liberaleren Haltung. In der Tat aber reagieren die hier lebenden Ausländer so wie Ausländer in allen Staaten dieser Erde, also auch Deutsche im Ausland, die eine stärkere Identifikation mit der eigenen Ethnie zeigen und sich auch stärker von anderen Nationalitäten abgrenzen. Der Grund ist in der gestiegenen Essentialität ihrer ethnischen Zugehörigkeit, die zu einer Fremdethnisierung und gelegentlich auch Selbstethnisierung, d.h. also zu einer Erhöhung der Salienz und Essentialität im "Ausland" führt. Das Gastland wird übrigens von dieser schlechteren Bewertung ausgenommen – durchgängig wird Deutschland etwa als aufnehmende Nation besser beurteilt.

#### *Schulklassen mit vielen Ausländern sind besser als ihr Ruf*

Besonders verblüffend ist das Resultat, dass Schüler und Schülerinnen in Schulklassen mit einem höheren Ausländeranteil verstärkte interethnische, interkulturelle, interreligiöse Freundschaftswahlen tätigen und auch günstigere Bewertungen der Nationalitätenstereotype übereinander zeigen. Das bedeutet also: Multikulturelle Schulklassen können ganz im Sinne einer funktionierenden Kontakthypothese einen positiven Einfluss auf das Miteinander der Kulturen ausüben (Jonas, 1998).

Warum? Die vorliegenden Studien (Williams, 1964) zeigen jedenfalls, dass in Schulklassen mit vielen unterschiedlichen Ausländern die ethnische Abstammung nicht so salient sei. Eine gewisse Bestätigung dieser Annahme kann im vorliegenden Datenmaterial auch gefunden werden, da multikulturell zusammengesetzte Schulklassen, d.h. solche mit mehr als zwei Ethnien in nennenswerten prozentualen Kontingenten, die günstigsten Werte bezogen auf gegenseitige Stereotype und auch auf Freundschaftsbeziehungen haben. Andererseits aber bloß bikulturelle, deutsch-türkische Schulklassen stärker zu Konflikten neigen - weil die Abstammung salient wird (Dollase, Ridder, Bieler, Köhnemann & Woitowitz, 1999; 2000b). Aus diesen Resultaten wiederum könnte man schließen, dass eine Senkung von Essentialität und Salienz der ethnischen, kulturellen, nationalen und religiösen Zugehörigkeit günstig für die Integration sein kann.

#### *Kontakt von Mensch zu Mensch ist wichtiger als organisatorische und gesellschaftliche Faktoren*

Erstaunlicherweise erklären gesellschaftliche, also distale Faktoren wenig von den interkulturellen Beziehungen innerhalb multikultureller Schulklassen. Ob diese gelingen oder misslingen, hängt offenbar stärker davon ab, wie mit der unterschiedlichen Kulturzugehörigkeit umgegangen wird. Dies kann sich a) äußern in der Zusammensetzung

von Schulklassen (s. oben), b) äußern in einem salienz mindernden Umgang mit sozialen Kategorien. In der hier zu berichtenden Studie wurden solche spezifischen Fragen des Umgangs mit ethnischer Zugehörigkeit nicht geprüft, allerdings zeigt sich, dass Pufferfaktoren, wie z.B. die Wahrnehmung der Lehrer als überwiegend nett, der ruhige und disziplinierte Ablauf von Unterricht, spannende, nicht langweilige Schule insgesamt, mit einer Verminderung von Fremdenfeindlichkeit und auch Gewaltneigung der Schüler verbunden ist. Guter Unterricht und nette Lehrer sind also ein wesentlicher Pufferfaktor, um den Distinktionsstress unterschiedlicher Kulturen in Schulklassen zu mildern (Dollase et al., 2000a).

### *Erklärung und Überwindung*

Legt man die Theorie der sozialen Identität zugrunde, wie sie von Tajfel, Turner u.a. formuliert und ausgebaut worden ist, so könnte man einen mehrstufigen Ablauf annehmen, der dazu führt, dass sich Schüler und Schülerinnen mit einer irgendwie gearteten sozialen Kategorie identifizieren und dann versuchen, diese Kategorie gegenüber anderen Kategorien als besser darzustellen. Aus diesem Bestreben, die Ingroup in ihrem Wert zu erhöhen, die Outgroup abzuwerten bzw. als irrelevant abzutun, ergibt sich ein Distinktionsstress, der nur noch durch Pufferfaktoren gemildert werden kann. Interessant sind die Pufferfaktoren, weil sie z.B. auch religiöser Orientierung (wer zufrieden ist mit seiner Religion, neigt weniger zu Fremdenfeindlichkeit), Philosophie, eigenem persönlichen Erfolg, angenehmem Sozialklima, und der Veränderung durch agierende Personen relativ leicht zugänglich sind. Aber nicht nur durch eine günstige Beeinflussung des Lehrer- und Lehrerinnenverhaltens könnte man interkulturelle Konflikte vermindern, sondern sicherlich auch dadurch, dass man den Kategorisierungsprozess mindert und die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer sozialen Kategorie als nicht essentiell und nicht salient handhabt. Man kann zwar davon ausgehen, dass es zu einer anthropologischen Konstante gehört, dass der Mensch sehr schnell und gerne auf die Unterscheidung von Wir und Ihr, von Eigenem und Fremdem eingeht und dann, blitzartig bzw. durch Fremdkategorisierung veranlasst, fester mit der jeweiligen Gruppe identifiziert, aber man sollte zugleich erkennen, dass dieser Prozess geschwächt, aber auch gestärkt werden kann. Unter den stärkenden, also salienz mindernden Faktoren könnte man folgende Verhaltensweisen subsumieren: die Kategorisierung wird diffus oder belanglos gemacht, die personale Identität wird gegenüber der sozialen gestärkt, es wird die Bedrohung von Identität vermieden, das Individuum wird mit positiven Erfahrungen ausgestattet (Ressourcen).

Interessanterweise gibt es empirisch ausgetestete Ansätze zur Verminderung von interethnischen Konflikten in Schulklassen, etwa in den sogenannten „Cooperative learning teams“ (Miller & Harrington, 1992), die sich erstaunlicherweise aber als Strategie nicht weiter durchgesetzt haben. Miller & Harrington haben ihren Vorschlag in vier einfachen Regeln zusammengefasst: 1. Minimiere die Bedeutung sozialer Kategorien! 2. Vermeide die Bedrohung von Identität! 3. Schaffe Gelegenheit zur Personalisierung von Problemen! 4. Fördere die interpersonelle Kompetenz! Mit dem vierten Ratschlag kann sich Pädagogik, kann sich auch der herkömmliche Ansatz zur Überwindung interkultureller Spaltung sicher einverstanden erklären. Gerade die Einübung in Toleranz durch intensive Auseinandersetzung mit den historischen, kulturellen, ethnischen und religiösen Wurzeln des jeweils anderen soll ja als Überwindungsstrategie und Ziel des interkulturellen Lernens dienen. Vornehmlich der erste Ratschlag, die Minimierung der Bedeutung sozialer Kategorien, muss auf diesem Hintergrund etwas befremdlich wirken. Miller & Harrington gehen eben nicht davon aus, dass Fremdheiten überwunden werden müssen, sondern sie gehen davon aus, dass die Essentialisierung und Salientmachung von ethnischen, kulturellen, religiösen und nationalen Unterschieden einen Identifikations- und Distinktionsprozess in Gang setzt, der unangenehme Folgen haben kann. Deswegen soll im Rahmen eines solchen Ansatzes nicht übermäßig auf die kulturellen, ethnischen und sonstigen Wurzeln einer Ingroup-/Outgroup-Konstellation eingegangen werden.

Der Mensch darf nicht als Repräsentant einer Kultur behandelt werden – man versteht ihn auch nicht dadurch besser, dass man seinen ethnischen oder kulturellen Hintergrund kennt. Diese Vermutung hätte nur dann ihre Berechtigung, wenn das Verhalten eines Menschen auch in Details des schulischen Lernens überwiegend von seinem kulturellen Hintergrund bestimmt wäre. Tatsächlich kann man das individuelle Verhalten auch so interpretieren, dass es zunächst und zu allererst von persönlichen Eigenschaften und Persönlichkeitsmerkmalen des jeweiligen Menschen bestimmt wird und weniger durch die kulturelle Zugehörigkeit. Das stimmt insbesondere dann, wenn es sich um Zugewandertengruppen handelt, die bereits in der dritten Generation hier leben und eine relativ hohe Ähnlichkeit zu den Schülern und Schülerinnen des Zuwanderungslandes aufweisen.

Integration heißt also: Nicht den "clash of cultures" fördern, nicht den Dialog der Kulturen zu beginnen, sondern im Gegenteil: die Bedeutung solcher sozialen Kategorien im alltäglichen Kontakt zu mindern, indem man z.B. andere Kategorien bedeutsam macht bzw. indem man

gemeinsam für ein übergeordnetes Ziel arbeitet. Erstaunlicherweise wird eine solche Strategie, auch ohne dass man sie explizit macht, von den Schülern und Schülerinnen offenbar angenommen: Auch ausländische Schüler und Schülerinnen identifizieren sich mit ihrer Schulklasse genauso stark wie deutsche Schülerinnen und Schüler. Zeichen dafür, dass andere soziale Kategorien auch zur Identitätsbildung bei den Schülern (evtl. nur zur passageren Identitätsbildung) herangezogen werden können.

## **Literatur**

- Dollase, R. (1996). Die Asozialität der Gefühle. Intrapyschische Dilemmata im Umgang mit dem Fremden. In W. Heitmeyer & R. Dollase (Eds.), *Die bedrängte Toleranz* (pp. 121 - 142). Frankfurt: Suhrkamp.
- Dollase, R., Ridder, A., Bieler, A., Köhnemann, I. & Weitowitz, K. (1999). Zufriedenheit in multikulturellen Schulklassen. Beurteilerübereinstimmungen und -diskrepanzen bei SchülerInnen, Eltern und LehrerInnen. *Journal für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung* 2, 56 - 83.
- Dollase, R., Ridder, A., Bieler, A., Köhnemann, I. & Weitowitz, K. (2000a). Nachhall im Klassenzimmer. Zur relativen Unabhängigkeit der schulischen Integration vom Belastungsgrad der städtischen Umgebung. In W. Heitmeyer & R. Anhut (Eds.), *Bedrohte Stadtgesellschaften. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen* (pp. 199 - 255). Weinheim: Juventa.
- Dollase, R., Ridder, A., Bieler, A., Köhnemann, I. & Weitowitz, K. (2000b). Soziometrische Beziehungen, Selbstaussagen zu Gewalt und Fremdenfeindlichkeit in Schulklassen mit unterschiedlichem Ausländeranteil. In K. Boehnke (Ed.), *Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit, Jugendgewalt* (i.V.). Weinheim: Juventa.
- Hondrich, E. (1996). Die Nichthintergebarkeit ethnischer Wir-Gefühle. In W. Heitmeyer & R. Dollase (Eds.), *Die bedrängte Toleranz* Frankfurt: Suhrkamp.
- Jonas, K. (1998). Die Kontakthypothese: Abbau der Vorurteile durch Kontakt mit Fremden? In M. E. Oswald & U. Steinvorth (Eds.), *Die offene Gesellschaft und ihre Fremden* (pp. 129 - 154). Bern: Huber.
- Mecheril, P. & Teo, T. (Eds.). (1997). *Psychologie und Rassismus*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Miller, N. & Harrington, H. J. (1992). Social Categorization and Intergroup Acceptance: Principles for design and Development of Cooperative Learning Teams. In R. Hertz-Lazarowitz & N. Miller (Eds.), *Interaction in Cooperative Groups. The Theoretical Anatomy of Group Learning* (pp. 203 - 227). Cambridge: University Press.

- Nieke, W. (1995). *Interkulturelle Bildung und Erziehung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Rabbie, J. M. & Horwitz, M. (1969). Arousal of ingroup-outgroup bias by a chance win or loss. *Journal of Personality and Social Psychology*, 13, 269 - 277.
- Tajfel, H. (1978). *Differentiation between social groups*. London: Academic Press.
- Tajfel, H. (1981). *Human groups and social categories*. Cambridge: University Press.
- Tajfel, H. (1982). *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern: Huber.
- Tajfel, H., Flament, C., Billig, M. G. & Bundy, R. P. (1971). Social Categorization and Intergroup Behaviour. *European Journal of Social Psychology*, 149 - 178.
- Turner, J. C. (1987). *Rediscovering the Social Group. A Self-Categorization Theory*. Oxford, New York: Basil Blackwell.
- Turner, J. C., Brown, R. J. & Tajfel, H. (1979). Social comparison and group interest in ingroup favouritism. *European Journal of Social Psychology*, 9, 187 - 204.
- Turner, J. C., Sachdev, I. & Hogg, M. A. (1983). Social categorization, interpersonal attraction and group formation. *British Journal of Social Psychology*, 22, 227 - 239.
- Williams, R. M. (1964). *Strangers next door*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Rainer Dollase, Universität Bielefeld, Abt. Psychologie und Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Postfach 100131, 33501 Bielefeld.

Emails: rainer.dollase@uni-bielefeld.de(dienstl.), rdollase@gmx.de (privat)